

Im Osten der Träume

Nastassja Martin

Im Osten der Träume

Antworten der Even auf die
systemischen Krisen

Aus dem Französischen
von Claudia Kalscheuer



Matthes & Seitz Berlin

*Für Darja, Iwan, Julia, Wassilina und Wolodja.
Ihren offenen Augen tief in den Wäldern.*

Eines Tages, im Jahr 1989, ist das Licht ausgegangen
und die Geister sind wiedergekommen.

DARJA BANAKANOWA

Wenn nach dem Erlöschen der Lichter und dem Ver-
werfen allen unwirksamen Werkzeugs auf der morgen-
roten Tür eines wiedergefundenen *Schicksals* das Wort
Ende erschiene, dann wäre das gehaltene Wort kein Ver-
brechen mehr und die neu gestrichenen Kähne keine
versunkenen Wracks an der Landungsbrücke der Zeit.

RENÉ CHAR (Ü: CK)

Vorwort

Fort Yukon

Februar 2012

Schneeflocken wirbeln im weißen Tag, wir kämpfen uns unter dem Dach der Bäume mühsam voran. Dacho und Clint voran, ich hinterher. Auf unserer Stirn stehen Schweißperlen, der Schnee knirscht unter unseren Füßen. In der Spur bleiben, denke ich jedes Mal, wenn ich wieder bis zum Oberschenkel einsinke. Nach einstündigem Fußmarsch mit gebeugtem Rücken und eingezogenem Kopf verändert sich die Landschaft, die Schwarzfichten lichten sich. Der Wind wird schärfer, je weiter wir aus dem Schutz der Bäume heraustreten, ich vermute mein Gesicht zwischen den Ohrenklappen meiner Schapka. Willst du mir nicht sagen, wohin wir gehen?, schreie ich Dacho zu, um die Böen zu übertönen. Wir sind bald da, antwortet er, noch etwas Geduld, dann wirst du schon sehen. Wir erreichen eine Lichtung, Dacho und Clint bleiben stehen, ich auch. Ich drehe den Kopf nach rechts, nach links, und schließlich bleibt mein Blick an einer verschwommenen Form im Nebel hängen. Etwas Großes, Weißes, etwas, das weder ein Haus noch ein Baum ist. Komm, sagt Dacho, wir sind da. Wir gehen auf das Gebilde zu, dessen Umrisse deutlicher werden, als wir näher herankommen. Es handelt sich um eine gewaltige weiße Kuppel mit Facetten, die von einem Metallgerüst hoch in der Luft gehalten wird. Die Anlage muss acht bis zehn Meter hoch sein. An ihrem Fuß steht eine Leiter, die zu einer Klappe an der Unterseite der Kuppel führt. Ich verschnaufe etwas, die

Männer zünden sich eine Zigarette an, sichtlich mit sich zufrieden. Was ist das denn? Sie haben meine Frage erwartet, wir sind hierhergekommen, damit ich sie ihnen stelle. Das da, sagt Dacho, das ist Amerika, das aufpasst, dass die Russen ihnen Alaska nicht wieder wegnehmen!

Ich muss wohl ein komisches Gesicht machen, denn sie lachen laut los. Clint zieht an seiner Zigarette und entschließt sich endlich, mich aufzuklären. Ich erfahre, dass die Kuppel ein Überwachungsradar ist, direkt auf Russland gerichtet. Ich stelle bald fest, dass er noch in Gebrauch ist, oder zumindest *on hold* – davon zeugen die beiden zerzausten amerikanischen Angestellten, die aus der Klappe herauskommen, um uns kurz zu begrüßen. Guten Tag. Sind Sie die Französin? Willkommen am Ende der Welt! Sie lachen und klettern sofort in die Kuppel zurück, wir haben hier Arbeit, die Klappe geht wieder zu. Mit einem ironischen Lächeln meint Clint: Keine Sorge, solche Raumschiffe sind nicht nur hier bei uns gelandet. In jedem indigenen Dorf von Alaska steht so eins. Meine Neugier wächst, ich nicke ihm zu, damit er mir mehr dazu sagt. Er erklärt mir, er wisse aus sicherer Quelle, dass die Russen in Sibirien über die gleichen Anlagen verfügen, die auf Alaska gerichtet sind, und dass diese ebenfalls in den indigenen Dörfern stehen. Diese Radarstation und ihre Zwillinge sind Überbleibsel aus dem kalten Krieg. Willst du wissen, warum sie sie bei den *natives* aufstellen?, fragt er mich und fährt fort, ohne meine Antwort abzuwarten. Weil das diskreter ist, hier gibt es keinen Tourismus, keine fremden Augen, um zu sagen, dass *es* weitergeht, dass der Krieg nicht wirklich zu Ende ist, oder dass er zumindest jeden Moment wieder anfangen kann. Es ist wie mit dem Feuer in unseren kranken, ausgetrockneten Wäldern: Es braucht nur einen Funken.

Wir schweigen eine Weile, in meinem Kopf brodelt es, ich war auf alles gefasst, nur nicht darauf. Dacho steht reglos da, die Hände in den Taschen, der Dampf seines Atems steigt in Wolken über seinen Kopf auf. Ich sehe ihn den Radar ansehen und sage mir, dass auch in seinem Kopf etwas rumort. Was? Ich frage ihn brühwarm danach. Nichts, antwortet er. Ich frage mich nur jedes Mal, wenn ich herkomme, was sie drüben darüber denken, die Leute auf der anderen Seite der Meerenge. Seine Augen begegnen meinen, er wendet den Blick ab, richtet ihn erneut auf den Radar. Er spricht mit gesenkter Stimme weiter. Wenn sie auf die Jagd gehen und daran vorbeikommen. Er atmet aus, der Dampf wird dichter. Oder vielleicht stehen die Radare dort mitten in den Dörfern und nicht abseits wie hier? Vielleicht können sie sie sogar aus ihren Fenstern sehen? Er dreht sich um und wendet sich mir zu. Dachos schönes braunes Gesicht, seine mandelförmigen Augen, seine langen schwarzen Haare, umkränzt vom Weiß der Kuppel in seinem Rücken. Glaubst du, sie sind wie wir? Sie leben so wie wir? Ich kneife die Augen zusammen, um die Vision zu vertreiben. Ich weiß es nicht, Dacho. Ich weiß es nicht.



Im Lauf einer Feldforschung gibt es manchmal – selten – Momente, die wie Blitze aufscheinen. Kurz, verschwindend. Einzelne Punkte. Die jedoch aus dem Fluss der Erfahrung hervortreten. Und die ein Leben, einen Forschungsverlauf oder beides, eine entscheidende Wendung nehmen lassen. Dachos Blick auf den nach Russland schauenden amerikanischen Radar ist so ein Moment. Es war zugleich schön und schmerzlich, als komme etwas Offenkundiges, über das zu

lange geschwiegen wurde, mit einem Schlag ans Licht: Die Welt, die ich zu beschreiben versucht hatte, war unendlich viel offener, sie trat einmal mehr über die armseligen Grenzen, die ich um sie herum zu skizzieren versucht hatte, um sie besser zu erfassen.

Dachos Fragen wurden für mich sehr schnell zur Obsession. Die vergleichende Arbeit, die ich über die alaskische Trias der Gwich'in gegenüber dem Westen und den Metamorphosen der Umwelt in Angriff genommen hatte, war auf dramatische Weise ungenügend. Ich würde das Spektrum erweitern müssen, weiter blicken. Über die Beringstraße hinweg. Dahin, wo es, für Dacho, vielleicht Leute gab, die wie er waren oder fast; dahin, wo es, für mich, sicher noch Spuren einer geopolitischen Geschichte gab, die sich im Territorium und in seinen Bewohnern materialisiert hatte. Dahin, wo es, für Clarence, Dachos Vater, vielleicht ein »Vorher« gab, von dem zu erzählen sich noch lohnen würde.

Wir Gwich'in, so erzählte Clarence gerne, haben vor nicht allzu langer Zeit¹ am selben Tag erfahren, dass wir nicht nur amerikanische Staatsbürger waren, sondern dass wir zuvor auch Russen gewesen waren. Er sagte weiter, dass die Aleuten des Südens sich bis in ihr Fleisch daran erinnerten; dass die Tlingit im Südosten tapfer gekämpft hatten; dass die Yupik im Nordwesten sich ergeben hatten; dass die Inupiat im Norden ihre Wale verkauft hatten; dass die Russen aber nie bis zu den Gwich'in vorgedrungen waren, dass sie sich daran erinnert hätten, wenn sie gekommen wären, denn die Gwich'in sind Krieger, sie hätten sich ihr Land nicht nehmen lassen, sie hätten ... Irgendwo in diesem Satz brach Clarence immer ab. Wie auch immer, fuhr er dann fort, die Russen waren nicht bis zu ihnen vorgedrungen, weil das Gwich'in-Territorium zu weit im Westen lag, zu weit in der subarkti-

schen Taiga, und auch weil sie an der Küste zu viel zu tun hatten. Manchmal sagte ich dem alten Mann, er würde immer die gleichen Geschichten wiederkauen. Um mich zum Schweigen zu bringen oder vielleicht auch um mich zu beeindrucken, ging er dann noch weiter zurück. Früher, ganz früher, sind wir sicher von dort drüben gekommen, über die große Eisbrücke. Wir haben die Inupiat vorgehen lassen, um das Eis der Meerenge zu prüfen. Er lachte. Wir haben gesehen, dass es hielt, dann sind wir auch hinübergegangen. Ihr habt ihnen sicher einen Vorsprung von ein paar Tausend Jahren gelassen, um ganz sicher zu sein? Ich spottete, aber er ließ sich nie aus der Ruhe bringen. Natürlich, wir sind schlau! Die Küste und der Blizzard, das sind Eskimo-Dinger, wir sind schnurstracks weitergegangen bis in den Wald. Ich musste laut lachen. Denk daran, sagte er. An die Reise, die wir vollbracht haben, um bis hierher zu kommen, an unsere Wahl, zwischen den Bäumen zu leben, und an diejenigen, die wir zurückgelassen haben. Ja, Clarence, antwortete ich, ich denke daran. Ich denke sogar an nichts anderes. Im Lauf der Zeit verwandelten sich diese Gedanken in eine fixe Idee: Ich würde die Meerenge überqueren, in der Zeit zurückgehen. Ich würde in die Fußstapfen meiner Vorläufer von 1897 treten, ich würde dem intellektuellen Weg folgen, den Boas, Jochelsen, Brodsky und die anderen mit der Jesup North Pacific Expedition² genommen haben. Das Unterfangen mochte zwar einigermaßen hoffnungslos sein, aber auch ich würde versuchen, die beiden Seiten der Beringstraße in einen Dialog zu bringen; auch ich würde versuchen, zurückzugehen zu den Verbindungen zwischen Orten und Kollektiven, bevor die Kolonisation sie zerstörte. Wer weiß? Irgendwo zwischen Osten und Westen würden sich die Schatten vielleicht auflösen. Und später würde ich eines Tages nach Fort

Yukon zurückkommen, um Dacho und seinem Vater davon zu erzählen. Wie es dort drüben war.



Dieses Buch berichtet von einem intellektuellen Wahnsinn und einer unmöglichen Reise, deren Keim an einem Wintertag wie so vielen anderen in Fort Yukon gelegt wurde. Dieses Buch ist eine Antwort. Eine Antwort auf Dacho, auf seinen Vater und auf mich selbst, auf die wilden Seelen, über die ich ein Buch geschrieben habe, das nur ein Anfang war, der Anfang von etwas anderem, das ich nicht erwartet hatte.

Einleitung

Nach denen suchen, die gegangen sind

Itscha-Gegend, Kamtschatka, Juni 2014

Endlich sind wir da. Im Wald unter dem Vulkan, am Ufer des Flusses, umgeben von Gesichtern, die anders aussehen als unsere eigenen. Seit drei Tagen warten wir in der Jurte, es regnet in Strömen. Es fällt mir schwer, die Erregung wieder in mir aufzurufen, die meinen Körper vor ein paar Tagen erst überkommen hatte, als Andrei sich endlich bereit erklärte, uns an die Tore des Itscha-Gebiets zu bringen. Nach unablässigen, als Unterhaltungen getarnten Verhandlungen morgens und abends hatte Andrei nachgegeben. Oder eingewilligt. Charles und ich hatten über eine Woche gebraucht, um zu ihm nach Ketatschan zu gelangen. Nach stundenlangen Bus- und Lastwagenfahrten und Fußmärschen hatten wir schließlich die botanische Forschungsstation des Bys-trinski-Naturparks im Westen Kamtschatkas erreicht. Dort, am Fuß des Itschinski-Vulkans, wo der Fluss Itscha entspringt, hatten wir unser vorläufiges Basislager aufgeschlagen, an diesem seltsamen Ort, an dem junge »Freiwillige«, die für den Park Pflanzen inventarisieren, und Even-Rentierhalter, die sich dort mit Proviant eindecken, zusammentrafen.

Andrei, der halb Even, halb Korjak ist, verstand nicht gleich, warum wir uns nicht damit begnügten, hier in der Umgebung von Ketatschan zu arbeiten, denn Ende Juni hielten sich die Rentierhalter ganz in der Nähe auf – sie nomadisieren um den Vulkan herum und ließen ihre Herden auf den Ebenen um das Lager herum weiden. Unter Charles'

amüsierten Blicken erklärte ich Andrei jedoch bald, dass ich es war, die sich nicht mit den Rentierhaltern zufriedengab, trotz des fraglosen wissenschaftlichen Interesses, das sie aufwiesen; und trotz des intellektuellen Reizes, den die Tiere und ihre Hüter auf meinen Kollegen und Freund ausübten. Etwas trieb mich, drängte mich weiter, ich konnte nicht so nah am Ziel aufgeben. Seit jener Intuition in Alaska dachte ich an nichts anderes mehr. Und als wir in Ezzo, dem Dorf, in dem die meisten Even Kamtschatkas angesiedelt sind, die Bestätigung erhielten, dass *sie* existierten, dass es tatsächlich eine Familie gab, die nach dem Fall der Sowjetunion beschlossen hatte, in den Wald zurückzukehren und dort zu leben, glaubte ich, mein Herz würde mir in der Brust zerspringen.

Zum ersten Mal in meinem Anthropologinnenleben aktualisierte sich etwas, das von innen kam, bevor es erprobt war. Meine Arbeitshypothese erwies sich vielleicht noch nicht als richtig, aber doch als stichhaltig. Nachdem ich in Alaska schmerzliche Niederlagen hatte einstecken müssen, was meine theoretischen Vorannahmen betraf, die in sich zusammenstürzten, wenn sie auf die Realität vor Ort prallten, hatte ich kein großes Vertrauen mehr in meine Hirngespinnste, und seien sie noch so sehr durch Geschichte und Konzepte informiert. Doch diesmal war es anders. Dieses unklare Bild, das sich in meinem Geist gebildet hatte, das einer alten Welt, die aus ihrer Asche wiedererstand, um einer Krise zu begegnen, existierte vielleicht. Ich sehe Dacho und mich vor mir, wie wir in Fort Yukon in Alaska abends am Feuer sitzen und die Flammen betrachten. Ich höre seine Stimme noch, die in mir widerhallte wie ein Versprechen von etwas Kommemdem, das anders wäre. Wenn es zu einer wirklichen Krise käme, sagte er, dann würden wir Gwich'in in den Wald

zurückkehren. Wir sind Gefangene einer wackeligen Ökonomie, eines Dorfs, das ruiniert ist, bevor es je floriert hat. Eines Dorfs, dass uns an einen Schein von »Wohlstand« glauben machen will, was auch immer dieses Wort hier in der postkolonialen Taiga bedeuten mag, meinte er amüsiert, an einen Schein von Komfort, von »Zivilisation«, fuhr er fort, aber tatsächlich ist die Zivilisation in Fort Yukon der sichtbare Ausdruck des Verlustes all dessen, was uns durch alle Zeiten hindurch als Menschen konstituiert hat. Ich mochte unsere Gespräche. Sie nährten den Optimismus, den ich von klein auf in mir hatte, diesen etwas naiven Optimismus, der mich immer hat glauben lassen, dass ein anderes Leben möglich war. Wenn diese Augenwischerei aufhört, sagte Dacho, denn sie wird eines Tages aufhören, was wird dann geschehen? Er belauerte mich mit einem verschmitzten, amüsierten Blick. Wo werden wir dann hingehen? Ich lächelte ihn an, denn ich kannte seine Antwort bereits. *Back in the woods of course.*

Ich wusste, dass es in Russland autochthone Kollektive gab, die während oder nach der Implosion der UdSSR in den Wald zurückgekehrt waren.³ Sie allerdings tatsächlich in Kamtschatka zu finden – denn ich wollte unbedingt, dass meine neue Feldforschung sich auf dieser Halbinsel abspielte, aus welchen Gründen werde ich später erklären –, das war eine andere Geschichte. Ich hätte den alten Nikolai küssen können, der uns in der Dunkelheit eines alten Holzhauses in Esso zwischen zwei Gläsern Wodka die Existenz dieser Even-Familie bestätigte, ohne dabei seine Verachtung für diese Leute zu verbergen, die nichts so taten wie die anderen und sich obendrein überlegen fühlten, weil sie zurückgezogen in ihrem Wald lebten. Nichts als Abtrünnige. Rückständige, die den Fortschritt, den Lauf der Geschichte ableh-

nen, behauptete er weiter. Ich hörte ihm zu und wälzte in meinem Kopf hin und her, was ich in den letzten Tagen verstanden hatte. Ich konnte nicht umhin, seinen Satz weiterzudenken: die das Schicksal ihrer Genossen in der früheren Kolchose Esso ablehnen, welche sich in den letzten zehn Jahren in ein vielversprechendes touristisches Zentrum verwandelt hat, das wohl oder übel belebt und bespaßt werden muss. Unter diesem Blickwinkel findet sich die Rolle der Indigenen ganz von selbst, und dies schon seit langer Zeit. An ihnen ist es, dem *dalni wostok* (dem *far east*, wie Kamtschatka von seinen Einwohnern selbst genannt wird) mit indigenen Traditionen und Folklore Farbe zu verleihen, wie die Touristen es lieben, die zwar auf der Suche nach der weiten, wilden Natur sind, sich aber letztlich nicht gut mit deren allzu beängstigender Leere begnügen können.

Und all das, so der an diesem Abend sturzbetrunkene Nikolai weiter, das Dorf, seine Geschäfte, seine heißen Quellen, sein Museum und seine Tanzbühne, hätten diese Irren verlassen. Sie tanzten nicht mehr, sangen nicht mehr, stellten keine traditionellen Gegenstände mehr her, um das kulturelle Erbe fortleben zu lassen. Später in der Nacht hatte er aufgehört, sie anzuklagen. In seinen Augen lag nur noch unendliche Traurigkeit. Meine Familie hat den Wald schon lange verlassen. Ich habe keine Rentiere mehr, kein Jagdgebiet. Die Stille zwischen seinen Sätzen war lastender geworden. Und so tanzen wir nun. Er hatte den Blick gesenkt und auf die abgenutzten braunen Bretter des Holzbodens gestarrt. Und schließlich gemurmelt: Besser man vergisst das alles.

Am nächsten Tag machten Charles und ich uns auf die Reise nach Itscha; drei Tage später waren wir in der Hütte von Ketatschan, mit Andrei, von Beruf Bildhauer, der uns reden ließ, ohne dabei aufzuhören, sein Messer über

ein Steinbockhorn laufen zu lassen, das er in einen aus dem Wasser springenden Lachs verwandelte. Unsere Sache ließ sich nicht einfach an. Nachdem er uns lange zugehört hatte, wie wir von unseren jeweiligen Erfahrungen berichteten, in Alaska für mich und in Tuwa für Charles, hatte Andrei beschlossen, dass wir Interesse verdienten. Und so ging er auf mein Ersuchen ein, die Leute von Itscha zu kontaktieren. Eines Morgens um zehn Uhr schloss er das Funkgerät des Lagers an eine Batterie an und suchte die Frequenz der Even-Jagdlager am Fluss. Er brachte unser Anliegen vor, und »sie« (denn wir wussten noch nicht, welche Autorität sich da äußerte) erklärten sehr deutlich, sie hätten nicht die geringste Lust, Anthropologen bei sich zu begrüßen. Ich konnte es ihnen nicht übelnehmen. An ihrer Stelle hätte ich sicher auch nicht gewollt, dass irgendwelche vorgeblichen Wissenschaftler mich erforschen kämen, während ich doch gerade ein Leben fernab der Blicke gewählt hatte. Aber das änderte nichts, im Gegenteil. Meine Neugier war geweckt, und umso bitterer war meine Enttäuschung.

Wir verbrachten mehrere Tage mit Andrei, dessen Geschichten nicht versiegten. Ich bemühte mich, ihm aufmerksam zuzuhören, um diejenigen zu vergessen, die ich sicher nie kennenlernen würde, auch wenn ich es mir so sehr gewünscht hatte.



Die Zeit floss langsam dahin. Wir überließen uns ihrem Rhythmus, ohne noch irgendetwas zu erwarten. Und dann stand Andrei eines Morgens auf. Er öffnete die Tür der Hütte und sagte einfach: Wir gehen. Einfach so, ohne weitere Erklärungen. Packt eure Sachen. Wir stiegen alle drei auf sein

rotes Quad und fuhren durch Schlamm und Regen die siebenzig Kilometer, die uns von Ublakatschan trennten, dem ersten Jagdlager am Fluss Itscha. Unterwegs lachte er, während er sich mit *baluk*⁴ stärkte. Bei euch in Frankreich muss man eingeladen sein, um jemanden zu besuchen, nicht? Ich deutete ein zustimmendes Nicken an. Es bringt nichts zu versuchen, die Dinge wie bei euch zu Hause zu machen, meinte er dann. Im Wald muss man einfach aufkreuzen.

Die Nacht brach in der Tundra über uns herein. Wir zitterten im feinen, eisigen Regen, als wir nach mehrstündiger nächtlicher Fahrt abstiegen. Zwischen den Holzbrettern der Sommerküche drang ein schwacher Lichtschein hindurch. Andrucha!, rief Andrei in die Dunkelheit. Ein Knurren erklang. Gehen wir, sagte Andrei. Zu meiner Rechten bemerkte ich zwei durchnässte braune Bärenfelle, die über einem Holzgeländer hingen. Wir traten in die dunkle, verrauchte Hütte. Dort saßen zwei Russen an einem niedrigen Tisch, auf dem Wodkagläser standen; unter ihnen, auf dem gestampften Erdboden, lagen schwarze Bärenfelle. Eine Even-Frau stand in einer Ecke des Raumes am Feuer und bereitete eine Lachskopfsuppe zu. Wir wurden eher kühl empfangen, aber es war doch ein Empfang. Wir leerten unsere Gläser, aßen unsere Suppe und ließen uns dann auf dem Dachboden einer für Besucher vorgesehenen Hütte auf stark riechende Bärenfelle fallen.

Ich muss los, sagte Andrei am anderen Morgen. Er fügte hinzu, dass »sie« sicher kommen würden, da »sie« jetzt zwangsläufig wüssten, dass wir da waren. Wir bräuchten nur zu warten. Bis etwas passierte, bis jemand käme. Ein paar Tage später steckte ein Mann den Kopf durch die wackelige, durchbrochene Tür, und das Warten nahm ein vorläufiges Ende. Ilo. Um die fünfzig, größer, wendiger und kräf-

tiger Körper, unergründliches Gesicht ohne die Spur eines Lächelns, dabei mandelförmige Augen, die nichts als Sanftmut ausdrückten, und hohe braune Wangenknochen. Ilo, der trotz der Einwände seines älteren Bruders Artjom gekommen war, um uns aus diesem russischen Jagdlager herauszuholen und über den Fluss zu bringen, die Grenzlinie, die friedlich zwischen zwei Welten dahinfließt, die nichts voneinander wissen wollen.



Wir ließen das Boot an einen Baum festgebunden zurück und tauchten unter den Kletterfarnen in den Birkenwald ein. Wir durchquerten einen weiteren Fluss. Erreichten eine Tundra. Dann einen weiteren Wald. Durchquerten einen neuen Wasserlauf. Bis wir eine Hütte erblickten, ein Proviantlager und eine Jurte. Wir gingen hinein, kniffen im Rauch die Augen zusammen. Setzten uns auf die Rentierfelle rund um das Feuer. Der schwarze Teekessel auf den Flammen pff. Wir ließen den Tee schweigend ziehen. Dann blickte Ilo zu uns auf. Das hier ist Manatsch, sagte er.

Der Regen begann auf die Plane zu trommeln, mit der die Jurte bedeckt war; erneut richteten wir uns im Warten ein. Doch diesmal tauchten wir, anders als bisher, vollkommen darin ein, wir vergaßen, wie es angefangen hatte und wo es aufhören würde. Die einzelnen Tropfen verwandelten sich in eine Sturzflut. Ich verfiel in einen Dämmerzustand. Darin befinde ich mich noch drei Tage, nachdem wir angekommen sind, endlich da, wo ich so sehr hinwollte.